Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 24

Artikel: Die Entscheidungs-Schlacht im Atlasgebirge
Autor: Price, G. Ward
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672583

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

von St. Lukas aus, der jeweils Mitte Oktober stattfindet.

Am Schluß meiner Ausführungen angelangt, möchte ich jedem Leser gönnen, Florenz, die glückliche Stadt am Arno, mit eigenen Augen sehen und erleben zu dürfen.

Rose, o dufte noch lang!

Streifte ein Hauch das Gesicht?
Machte ein Schauer uns bang?
Rose, o welke noch nicht!
Rose, o dufte noch lang!

Auf deinem purpurnen Samt
Liegt's wie ein bläulicher Schein —
Wer von uns ist so durchflammt
Bis in den Kelchgrund hinein?

O, zur Erfüllung erblüht,
Schönheit verschenken! Bewußt,
Was so verschwenderisch glüht,
Trägt schon den Tod in der Brust...

Alles welkt hin und vergeht,
Wie uns der Frühling verklang —
Sehnsucht brennt auf im Gebet:
Rose, o dufte noch lang!

Heinrich Anacker.

Die Entscheidungs-Schlacht im Atlasgebirge.

Von G. Ward Price. (Autorisierte Übersetzung von Harry v. Hafferberg).

Im Moment, da sich Italien zu einem Eroberungskrieg gegen Abessinien rüstet, mag die vorliegende Darstellung um so mehr interessieren. Denn die Gegensätze sind hier wie dort dieselben, und die unwirtliche Gegend des Atlas hat dem französischen Heere ähnliche mächtige Hindernisse geboten, wie die Schluchten und Berge Abessiniens den Italienern viel zu schaffen machen werden.

Mit der Fremdenlegion im Feuer.

Nach endlosen Verhandlungen mit der französischen Regierung wurde mir schließlich die Erlaubnis erteilt, die Fremdenlegion auf ihrem letzten Eroberungszuge in die Berge des Hohen Atlas begleiten zu dürfen. Noch nie hat ein ausländischer Berichterstatter Kampfhandlungen dieser Truppe beigewohnt, ja selbst kein einziger französischer Korrespondent hat jemals das berühmte Korps im Feuer gesehen, ausgenommen natürlich diejenigen Franzosen, die als Reserveoffiziere in Marokko dienten.

Dieser Feldzug war von langer Hand vorbereitet, denn die letzten aufrührerischen, aber auch die verwegensten Gebirgsstämme an der südlichen Grenze von Marokko, nahe der Sahara, sollten nun endgültig bezwungen und unterworfen werden. Natürlich war die Überlegenheit an Bewaffnung und Organisation ganz unverhältnismäßig auf Seiten der Franzosen, deshalb kann auch dieser Feldzug nicht als ein Krieg in unserem Sinne bezeichnet werden. Die Niederlage der um ihre Freiheit kämpfenden Eingeborenen war unabwendbar und gleichzeitig im höchsten Maße ergreifend. Dieses kleine Häufchen freier marokkanischer Gebirgler, im verzweifelten Widerstande gegen die Zudringlichkeit der Zivilisation, stellt ein erhebendes Schauspiel trutziger Urtümlichkeit dar.

Im Sommer 1933 begann der Feldzug, und im Frühling 1934 war er beendet. Die Kampfhandlungen erstreckten sich über ein Gebiet von insgesamt 15 000 Quadratkilometer. Die ausschlaggebenden und entscheidenden Operationen aber spielten sich im Herzen des Hohen Atlasgebirges ab, zwischen Bergen von zirka 4000 Meter Höhe, die bis Juli 1933 auf den Karten von Afrika noch als weiße Flecke verzeichnet waren.

Mit Panzerwagen und Artillerie gegen veraltete Flinten.

Hier, in den Felsentälern und auf den steilen Hängen, befanden sich 5 bis 6000 verzweifelte berberische Krieger in der Umzingelung durch 35 000 französische Soldaten. Viele von den Berbern hatten schon vor mehr als 25 Jahren, bei der ersten Landung der verhaßten französischen Truppen an der marokkanischen Küste, grimmigen Widerstand geleistet. Aber all' ihr Mut und ihre Verwegenheit waren nun vergebens, denn ihren veralteten Flinten, zum Teil fünfzig Jahre alten Modellen, stellten die Franzosen — außer modernsten Handfeuerwaffen und Maschinengewehren — Artillerie, Panzerwagen und Luftbomben entgegen, mit Flugzeugen, Kraftbeförderung, Feldfunk und Fernsprecher als Hilfsmittel. Die Fremdenlegion kämpfte mit allem technischen Zubehör eines modernen Krieges, außer Giftgas.

Ein französisches Militärflugzeug brachte mich zum Kriegsschauplatz. Ich flog 700 Kilo-

meter über die zackigen Gipfel des Atlasgebirges, in einer Höhe von durchschnittlich 3000 Meter. Bei der Landung bot sich mir das Bild eines malerisch-bunten Heerlagers. Außer acht Bataillonen Fremdenlegion, einem Bataillon französischer Kolonialinfanterie und Artillerie, bestand die französische Streitmacht aus Eingeborenentruppen unterschiedlichen Disziplinargrades; es waren da 20 Bataillone wohlgeübter marokkanischer und algerischer Schützen, von französischen Unteroffizieren in Zug und Schmiß gebracht —, ferner ein Bataillon französischer Senegalneger und zehn Schwadronen nordafrikanischer Spahis, deren rotfilzene Fesse und bauschige Burnusse bisweilen das Auge des Fremden auf den Pariser Boulevards entzücken. Außerdem standen bereit: eine Anzahl eingeborener Freischärler, teils zu Fuß, teils zu Pferde, an Ort und Stelle zu einjährigem Dienst ausgehoben, und als die Allerwildesten ein Schwarm marokkanischer Söldner, zu 72 Rappen täglicher Löhnung für den Mann angeworben. Wegen ihrer Unzuverläßigkeit wurde diese Truppe stets nur beim Beginn des Gefechtes mit Gewehren versehen.

Florenz: Die weltberühmten Uffizi-Galerien. Phot. Arnold Schilt.

Die Kampfmethode der Fremdenlegion.

Der eiserne Kern dieser bunten Streitmacht war indessen die Fremdenlegion, die sich befleißigte, ihre militärischen Operationen in Marokko nach den Grundsätzen ihres klassischen Vorbildes, der römischen Legion, zu führen.

Am Ende eines jeden Tagesmarsches wurde zuerst eine sichere Stellung gesucht und ausgebaut. War das geschehen, so schickte die Legion — genau so, wie es bei den Truppen üblich war, mit denen Julius Cäsar Gallien eroberte — einen Schleier von eingeborenen Hilfsvölkern vor, um mit dem Feinde Fühlung zu nehmen, und ihn, wenn er angriffsgeneigt war, zum Vorgehen auf die sichere Stellung zu reizen, in der sich die Legion festgesetzt hat. Hier wurde der Feind, allerdings nicht mit Wurfspieß und Kurzschwert, dafür aber mit Maschinengewehren, Wurfbomben, Gewehrfeuer und in letzter Hand mit dem langen französischen Bajonett empfangen.

Das ist die grundlegende Taktik, mit der die französische koloniale Militärbehörde seit vielen Jahren die Unterwerfung der aufrührerischen Gebirgler in Marokko systematisch und mit Erfolg betrieben hat, jener freiheitsliebenden Stämme, die sich weigerten, ihre Herrschaft anzunehmen. Niemals habe ich, obwohl ich vier

Kriege aus eigener Anschauung kenne, militärische Kampfhandlungen so schauspielhaft sich abrollen sehen wie diese, im fernen und unwegsamen Gebirge des Hohen Atlas.

Im Mittelpunkt der Kämpfe stand der Baddou, ein unerforschter, steilragender Bergriese, dessen nackter, breiter Viertausendmetergipfel das Gewirr von braunen Felsenketten ringsum wie ein Gibraltar des Binnenlandes beherrschte. In den Schluchten und Höhlen dieses festungsartigen Bergmassivs hatten sich die Berber, mit 15 000 Schafen und Rindern, versammelt, bereit zum äußersten Widerstand. Die unteren Lehnen des Berges aber waren mit den Lagerstätten der Fremdenlegion und ihren eingeborenen Hilfstruppen übersät. Wie Bienenschwärme hingen sie an den Stirnseiten der Steilhänge. Überall, wo immer nur ein ebenes Plätzchen zwischen den Felsen zu finden war, befanden sich ihre kleinen Schutzzelte, nicht größer als Hundehütten, in denen kaum zwei Mann nebeneinander liegen konnten.

Schwierigkeiten der Kriegführung.

Von einem halben Dutzend solcher Lager nahm der Sturm gegen den Baddou seinen Ausgang. Die Schwierigkeiten der Kriegführung bestanden daher ausschließlich in der Landschaft. Jene hängenden Bergwände zu erklimmen, war an sich schon eine beträchtliche alpinistische Leistung, aber alles, was die Truppe an Munition, Nahrung und Wasser für eine mehrtägige Unternehmung benötigte, mit hinauf zu befördern, steigerte die Aufgabe ins Übermenschliche. Und der Umstand, daß dies angesichts eines grimmigen Feindes zu geschehen hatte, der in seinen Reihen so ziemlich die besten Scharfschützen der Welt vereinigte, machte den Endangriff der Fremdenlegion, trotz der modernsten Waffen, zu einer der schwierigsten Unternehmungen in der langen Geschichte marokkanischer Kriegführung.

Die Legion marschierte wie gewöhnlich bei Nacht. Das dumpfe Dröhnen der Schritte auf den Steinen, draußen vor meinem Zelte, und das Geklapper von Waffen und Ausrüstungsgegenständen weckten mich schon um zwei Uhr des Morgens. Allen voran ging die Vorhut. Die geduldigen Maulesel waren schwer beladen mit Maschinengewehren, Munitionskästen und Wasserbehältern. Ich selbst sollte zwei Stunden später, kurz vor dem Morgengrauen, mit dem Regimentsobersten und seinem Stabe nachkommen. Als wir uns sammelten, zeigte das Blinken einer Signallampe von hoch oben an, daß die Vorhut den ersten Grat des Berges, das Ziel dieser Nacht, bereits erreicht hatte.

Wir bestiegen kleine, einheimische Berberpferdchen. Sie klettern wie die Katzen und bleiben, bei täglich nur einer einzigen, dürftigen Fütterung und einer knappen Tränkung, erstaunlich leistungsfähig. Und sie laufen so lange, bis sie umfallen. In diesem strapazenreichen Feldzug geschah das allerdings sehr häufig: von hundert Pferden gingen jeden Monat zwanzig an Ermattung ein.

Blutspuren weisen den Weg.

Ein großartiges Morgenrot überzog den ganzen Himmel, als sich unsere kleine Gesellschaft in Trab setzte, um die Einkerbung hinauf zu reiten, die vom Lager in das Herz des Bergmassivs führte. Es schien mir, als wenn wir einen Irrgarten beträten. Die steilwandige Schlucht krümmte sich so unablässig, daß man jegliches Gefühl für die Richtung verlor. Der Kompaß aber ist völlig unzuverlässig in Bergen, die voller Eisenerze stecken.

Geradezu erstaunlich war es, daß die mit Gepäck schwer beladenen Truppen ihren Bestimmungsort in der Dunkelheit nicht verfehlt haben. Die eingeborenen Führer verfügen über einen direkt ans Unfaßbare grenzenden Richtungssinn; bei schwärzester Nacht sind sie imstande, ohne Zaudern den richtigen Weg durch einen Wirrwarr von Schluchten und Abgründen zu finden ... Obgleich es jetzt taghell war, hätten wir uns doch unweigerlich verirrt, wenn uns nicht andauernd frische Blutspritzer auf den Felsen die Richtung angezeigt hätten. Dieses Blut rührte von den im Fernfeuer berberischer Vorposten getroffenen Menschen und Tieren her ...

Bald war das Reiten nicht mehr möglich. So stiegen wir von unseren behenden Pferden herunter und krabbelten die Lehne des Berges hinauf, zuweilen fast auf allen vieren kriechend und die Tiere am Halfter hinter uns her ziehend.

Drunten auf dem Grunde der klaffenden Schluchten lagen die Leiber von Mauleseln, die in der Dunkelheit ausgeglitten und heruntergestürzt waren. Manche von ihnen waren tot, andere dagegen hatten, zäh wie sie von Natur sind, den Fall überstanden, und ihre eingebo-

renen Treiber, die hinter ihnen hinabgestiegen waren, packten ihre Lasten ab, um sie nach Möglichkeit erneut auf die Berge zu jagen.

Nach zwei weiteren Stunden erreichten wir endlich kletternd unser Ziel, das heißt den Berggrat, den die Legion an diesem Tage gegen die Angriffe der Berber zu verteidigen und zum Sprungbrett für das weitere Vorrücken in der kommenden Nacht herzurichten hatte. Dieser Berggrat lag oberhalb eines tief eingeschnittenen Tales, gegenüber dem Hauptgipfel des Baddou. Die Maschinengewehre wurden in Stellung gebracht und verfielen in ihr betäubendes Tacken, wenn sich drüben beim Feind, 700 Meter entfernt, etwas Grauweißes zwischen den Felsen zeigte. Das Echo dieser Schüsse hallte von den Bergen wider, gleich dem Tosen der Brandung am felsigen Strand.

Inzwischen bauten die Legionäre das Lager aus. Ein Teil von ihnen schlug mit Spitzhacken und Brecheisen große, graue Felsblöcke aus dem ausgedörrten Erdreich heraus, während andere diese Felsenmassen auf ihren Schultern keuchend zu den Befestigungen schleppten.

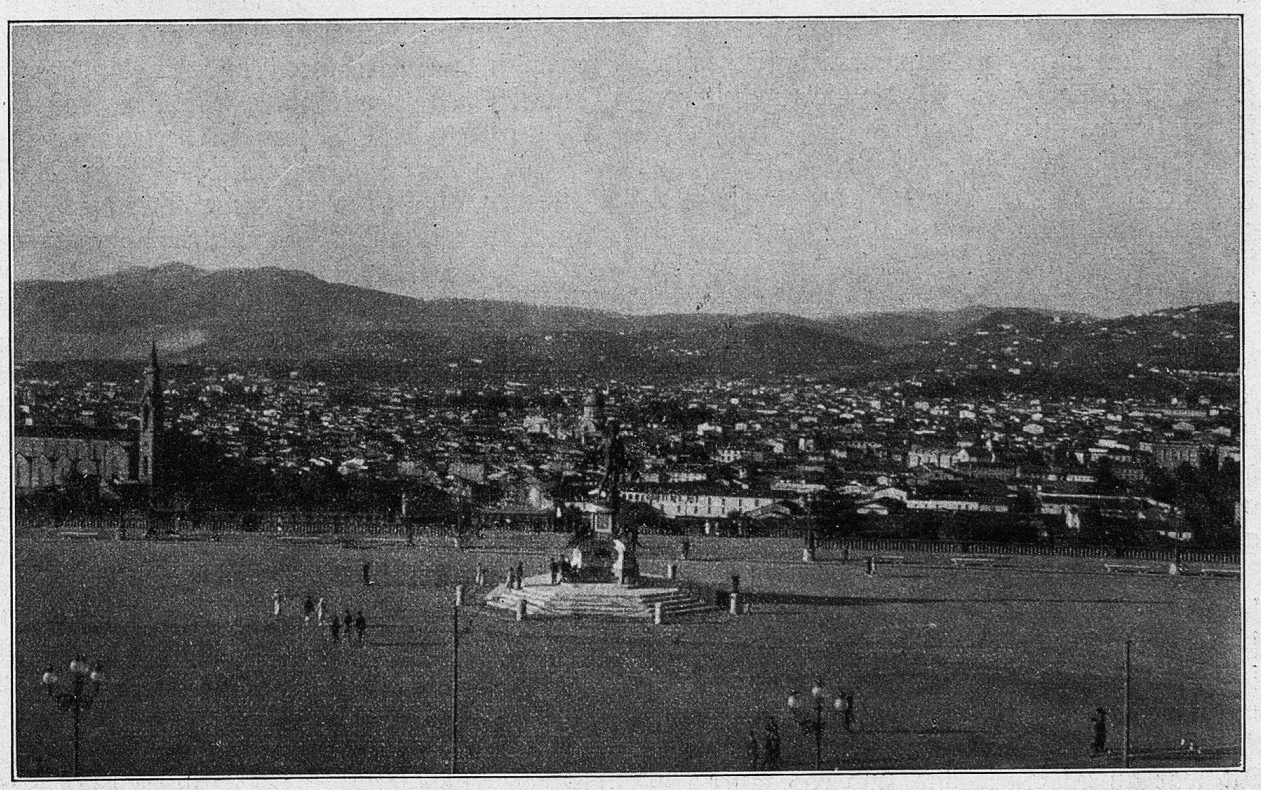
Auf den ersten Blick sahen die Legionäre wohl noch wilder und verwegener aus, als sie selbst der phantasiebegabteste Romanschriftsteller je geschildert hat. Sie ähnelten weit eher Seeräubern als Soldaten. Durch die zerfetzten Hosen sah man die behaarten, braunen Beine und durch die arg durchlöcherten Schuhe die entblößten Zehen. Die meisten von ihnen waren bis an die Hüften nackt, und ihre mageren, muskulösen Leiber „schmückten" über und über die verschiedenartigsten Tätowierungen. Kaum einer hatte sich seit vierzehn Tagen gewaschen und rasiert, so daß ihre Gesichter ganze Krusten von Staub und Dreck trugen.

Die Hitze stieg unaufhaltsam und erreichte um die Mittagszeit 45 Grad Celsius. Die Legionäre arbeiteten schweigend. Ihre aufgesprungenen Lippen und am Gaumen klebenden Zungen ließen selbst das nötigste Sprechen nicht zu. Jedes Wort mußte mit der größten Anstrengung buchstäblich herausgequetscht werden.

Ich war indessen noch nicht lange dort, da trat ein französischer Unteroffizier mit der Frage an mich heran, ob ich Engländer sei. Er habe, so sagte er, einen englischen Legionär in seiner Kompagnie, der gern mit mir sprechen möchte.

Die Wahrheit über die Fremdenlegion.

Es erschien ein angegrauter, untersetzter Mann in den Dreißigern. Mit einem Seufzer



Florenz: Blick vom Piazzale Michelangelo. Phot. Arnold Schilt.

der Erleichterung warf er seinen schweren Rock ab und wischte sich den strömenden Schweiß von der Stirn. Ich hatte eine Feldflasche Whisky mit Soda bei mir, davon bot ich ihm an. Es war nicht viel, doch nie in meinem Leben habe ich größere Dankbarkeit, für einen einfachen Trunk, in den Augen eines Mannes gesehen. Er stellte sich vor als ein Landsmann aus Leeds, namens Hunter, der nach einer zwölfjährigen Marinedienstzeit nach Kanada ging, und dort, zuerst als Holzfäller, dann als Fabrikarbeiter sein Brot verdiente. Nach England zurückgekehrt, fand er die Weltkrise in vollem Gange, mit dem riesigen Anschwellen der Erwerbslosigkeit im Gefolge. So entschloß er sich kurzerhand für die Fremdenlegion, und nun war er schon drei Jahre hier.

„Hartes Leben, denk' ich mir?" äußerte ich.

„Hart schon, doch verdammt leichter als in Kanada Holz zu fällen!" war die Antwort.

„Aber sind's nicht schwere Kumpels hier?"

„Ja, es gibt schon welche darunter, aber sie hatten es bald 'raus, daß mit mir nicht gut anzubinden ist. Doch all' die gruseligen Geschichten, die man über barbarische Strafen in der Legion liest — sind Greuelmärchen ... Sie können ja schließlich selbst sehen, daß niemand mit der Peitsche hinter uns steht."

Die Engländer sind, wie jeder weiß, mit Lobreden recht sparsam, und wenn diesen ausgedienten Matrosen ein Kummer gedrückt hätte, so würde er wohl schwerlich die Gelegenheit versäumt haben, mir das zu sagen. Wir saßen völlig unbelauscht hinter einem Felsblock am Fuße des Baddou, während die Maschinengewehre dicht dabei ratterten und die französischen Granaten, aus dem Tale kommend, über unsere Köpfe hinwegheulten.

Legionär Hunter gab allerdings auch zu, daß er leichter zufrieden zu stellen sei, als die meisten seiner Landsleute. Er bestätigte die Ansicht, die schon mehrere seiner Offiziere mir gegenüber geäußert haben, nämlich, daß das angelsächsische Temperament nicht für die Legion geschaffen sei.

„Viele Neuangeworbene wollen so weiter leben, wie sie es von früher her gewöhnt sind," sprach er. „Das kann man nicht. Man muß seine Lebensgewohnheiten vergessen und sich nur noch als Legionär fühlen. Der Fraß zum Beispiel kommt einem zuerst „spanisch" vor. Ich war an Bier gewöhnt, und das saure Gesöff von Wein, das man hier bekommt, konnte ich nicht vertragen. Meinen Teil bekam immer derjenige, der neben mir saß — und das gab mächtige Bolzereien um diesen Platz. Aber ich habe mich jetzt an das Essen gewöhnt."

Es ist weniger schlechte Behandlung als vielmehr Heimweh und ein Gefühl der Einsamkeit, das so viele Fremdenlegionäre zum Desertieren veranlaßt. Übrigens wird die Fahnenflucht nicht als ein so himmelschreiendes Verbrechen gewertet, wie es die romantischen Schilderer der Legion darzustellen lieben. Es gibt weder eine wilde Jagd hinter den Flüchtigen, noch werden sie, mit einem Strick um den Hals oder an einen Pferdeschwanz gebunden, zu ihrer Truppe zurückgeschleift.

Ausreißer, die innerhalb von sechs Tagen ergriffen werden oder sich selbst stellen, werden nicht der Fahnenflucht, sondern nur der unerlaubten Entfernung für schuldig befunden und gewöhnlich mit dreißig Tagen Gefängnis bestraft. Wiederholtes Desertieren kann allerdings die Verurteilung zu einer der Strafkompagnien der Legion nach sich ziehen, wo die Delinquenten zu harter Arbeit angehalten werden und wo jede Fortbewegung im Laufschritt zu geschehen hat.

Was früher gewesen ist, weiß ich nicht, aber aus meinen langen, vertraulichen Gesprächen mit Legionären aller Nationalitäten — Deutschen, Russen, Tschechen, Polen und Italienern sowohl wie Amerikanern und Engländern — kann ich mit Genugtuung feststellen, daß das Auspeitschen, das Dörren in der Sonne und all' die anderen menschenunwürdigen Strafmethoden, die in den Romanen über die Fremdenlegion mit solch' blutrünstigen Einzelheiten ausgemalt werden, nur in der krankhaften Einbildung der Verfasser vorhanden sind. „Jeder Unteroffizier, der die Legionäre so behandeln wollte," sagte mir ein Offizier des Korps, „hätte beim ersten Gefecht eine Kugel im Rücken."

Wir unterhielten uns noch lange Zeit, während die Gebirgsgeschütze der Fremdenlegion den Baddou mit Granaten belegten. Ununterbrochen umkreisten die französischen Flugzeuge die feindlichen Positionen und meldeten Ansammlungen des Gegners in den Graten und Schluchten, die sofort von der Artillerie unter Feuer genommen wurden.

Hunter hatte in der letzten Zeit nicht mehr als höchstens täglich eine Feldflasche Wasser zu trinken gehabt, und wenige Tage vorher nahm

er an einem Gefechte teil, von dem sein Oberst mir sagte, es sei das härteste seines neunundzwanzigjährigen Feldzugslebens gewesen. Die Legion war zweieinhalb Stunden lang die steile Bergwand, auf der wir eben standen, hinaufgeklettert, schwer beladen mit Munition und Ausrüstungsgegenständen, alles Trinkbare für volle zwei Tage in ihren Feldflaschen mit sich tragend.

Letzter berberischer Widerstand.

Der schwer zu nehmende Grat war von den Berbern besetzt, die hinter automobilgroßen Felsblöcken hervor ein beständiges Feuer unterhielten. Beim Morgengrauen des nächsten Tages waren die erschöpften Legionäre etwa 300 Meter von der feindlichen Position entfernt. Sie machten Halt, um ihre Gefechtslinie zusammenzuziehen. Dann bliesen die Trompeten zum Angriff, und mit rauhem Kriegsgeschrei aus heiseren Kehlen nahm die Legion Anlauf zu einem letzten, zähen Sturm. Die meisten der Berber flohen, aber etliche hielten Stand und begegneten dem Bajonettangriff mit ihren krummen, kurzen und scharfen Messern. Auch der verwundete Feind war noch gefährlich. Er hätte sich keinen Augenblick besonnen, selbst auf Sanitäter und Militärärzte zu schießen oder gegen sie den Dolch zu zücken. Es war bei ihnen auch Brauch, verletzte Gefangene zu quälen und zu verstümmeln.

Florenz. „Perseus" von Cellini in der Loggia dei Lanzi.
Phot. Arnold Schilt.

Aber, obgleich der Angriff den Kamm erreicht hatte, war die Arbeit der Legion erst halb getan. Ohne sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen, mußten die erschöpften Männer unverzüglich an die Ausführung der Brustwehr denken, um den Gegenangriff abzuwehren, der unweigerlich kommen würde. Eine Stunde später schrillten schon die „iuh-iuh"-Rufe der Berberweiber von der abgewendeten Lehne des Berges herauf und kündeten an, daß der feindliche Vorstoß im Gange sei...

Beim morgendlichen Dämmerschein kamen die grimmigen Gebirgler, von Fels zu Fels huschend und nur eben wahrnehmbar in ihrer grau-weißen Gewandung, stürmend den Hang herauf. Gewehr- und Maschinengewehrfeuer hatten geringe Wirkung auf einem Gelände, das mit Hindernissen dicht übersät war. Aber als die Berber kaum noch dreißig Schritt von der halbfertigen Brustwehr entfernt waren, hielt ein Hagel von Handgranaten ihren Ansturm auf. Dennoch drangen viele von ihnen bis an den Fuß der Wehr vor, ehe sie gefällt wurden... Was dann noch übrig war, zog sich zurück, um das Lager aus der Ferne zu beschleichen.

In jenem Sommer waren die Kämpfe im

Hohen Atlas eine ständige Wiederholung derartiger Vorgänge. Die beharrliche Fortsetzung des hoffnungslosen und blutigen berberischen Widerstandes zeigte deutlich, wie sehr die Franzosen verhaßt waren, und wieviel den Gebirglern ihre Freiheit galt. Bis 1933 waren diese Stämme noch nie unterworfen worden, so weit überhaupt die lange Geschichte der Menschheit zurückreicht. Selbst die Römer, die Marokko zu einer Kornkammer ihres mächtigen Weltreiches machten, kamen über den Fuß des Hohen Atlas nicht hinaus. Die unfruchtbaren Berge enthalten übrigens auch keinerlei Schätze, die zu ihrer Eroberung anreizen könnten.

Aber dieser kostspielige Feldzug — denn zweifellos hat er den Franzosen viel Geld gekostet — ist letzten Endes von den Gebirglern selbst verschuldet worden. Seit urdenklichen Zeiten waren sie Räuber und Mordbrenner. Abgesehen von nomadischer Viehzucht und geringer Bodenbearbeitung, bestand ihre Hauptbeschäftigung in Plünderungszügen. Die Kabylen in den Tälern jener Gegenden, von den Franzosen unterworfen und entwaffnet, hatten verständlicherweise diese Einfälle satt, gegen die sie sich aus eigener Kraft nicht mehr zu wehren vermochten. Um ihnen also die Existenzmöglichkeit im fruchtbaren Teil von Marokko zu sichern, blieb den Franzosen nichts weiter übrig, als das unwirtliche Marokko mitzuerobern.

Ohne Wasser...

Aber, trotzdem jedes Hilfsmittel moderner Kriegführung gegen sie aufgeboten worden ist, können die Berber des Hohen Atlas dennoch den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, nicht durch Waffen, sondern nur — durch den Durst bezwungen worden zu sein. Der gewaltige Bergstock des Baddou gleicht einer Bienenwabe, mit seinen jähen Schluchten, seinen Felsschlupfwinkeln und tiefen Höhlen, so daß es ein Meer von Blut gekostet hätte, ihn mit stürmender Hand zu nehmen. Bei einem solchen Kampfe, Mann gegen Mann, wäre der Berber mit seiner erstaunlichen Beweglichkeit und seiner genauen Kenntnis des Geländes entschieden im Vorteil gewesen.

Um auf beiden Seiten Menschenleben zu schonen, ordnete General Huré, der französische Oberbefehlshaber in Marokko, eine neue Art der Belagerung an. Er befahl, die in den entfernten Bergschluchten liegenden Quellen, welche die Gebirgler und ihre Herden mit Wasser versorgten, unter das Dauerfeuer der Maschinengewehre zu nehmen. Auf diese Weise waren die Berber vom Wasser völlig abgeschnitten, und wenn sie es dennoch wagten, unter dem Schutze der Nacht zu ihnen zu schleichen, um ihre Ziegenhäute mit Wasser zu füllen, kamen sie unter einen wahren Kugelregen, denn die Franzosen feuerten, in kurzen Zwischenräumen, die ganze Nacht hindurch. Von diesem Tage an konnte man jeden Morgen, wenn die Nacht zu weichen begann, immer neue Berberleichen, lang ausgestreckt, um die Quellen herum liegen sehen.

Doch der Widerstand der Gebirgler dauerte immer noch an, und das konnte man sich nur dadurch erklären, daß der berüchtigte Berberführer, Ouskounti, ein unglaublich verwegener Mensch, unter ihnen weilte. Er hatte sich mit einer Leibwache von mehreren hundert Scharfschützen umgeben und terrorisierte seine übrigen Stammesgenossen. Die einzelnen Unterführer wußten genau, daß Ouskountis Männer sich sofort ihrer Herden bemächtigen würden, falls sie sich den Franzosen ergeben. Für einen Berber bedeuten aber seine Schafe und Ziegen die einzige Lebensmöglichkeit, deren Verlust sie nicht zu riskieren wagten.

Eine Königin der Berge dankt ab.

Schließlich trat aber doch eine Spaltung zwischen den Berbern ein, und deren Ursache war — eine Frau... Sie war die Anführerin einer kleinen Sippe von 15 Zelten und hieß Tazibout. Unter den Berbern kommt es nämlich gelegentlich vor, daß eine weibliche Person, die sich besonders ausgezeichnet hat, zur Führerstellung gelangt. Diese Machtposition behält sie auch nach der Ehe bei.

Eines Nachts sammelte also Tazibout heimlich ihre Sippe um sich. Nach kurzer Beratung schlich die kleine Schar lautlos die Hohlwege in der Richtung herab, wo ein französischer Vorposten stand. Ihm teilten sie ihre Unterwerfung mit.

Tazibout war eine Frau von zirka vierzig Jahren, doch die rauhen Bedingungen eines harten Berglebens machten ihr Äußeres um zwanzig Jahre älter. Ihre Kleidung war ebenso zerlumpt wie die ihrer Begleiter, aber aus ihren Augen leuchtete ein sonderbares Feuer, klug und beobachtend, und ihre Haltung verriet ein so hohes Maß von Selbstvertrauen und Autorität, als sei sie nicht das Haupt einer kleinen obskuren Sippe in den entlegenen

Bergen Afrikas, sondern eine stolze und unnahbare römische Kaiserin.

In gierigen Zügen tranken die verdurstenden Männer, Frauen und Kinder das schmutzige, braune Wasser, die einzige, aber auch die kostbarste Gabe, welche die französischen Truppen ihnen anbieten konnten — und dieses Gebahren sprach deutlich von den Entbehrungen, die sie in den letzten Tagen zu erdulden hatten.

Im allgemeinen sind die Berber ausnahmslos gesund und zäh wie Leder, denn Krankheiten und Entbehrungen raffen viele von ihnen, das heißt den schwächlichen Nachwuchs, schon in der frühesten Jugend dahin. So waren Tazibout und ihre Begleiter völlig in der Lage, mit zwei Litern Wasser und einem Laib harten, trockenen Schwarzbrotes pro Kopf, einen dreitägigen Marsch durch die Bergpässe zu machen. Dort befand sich das Areal, das die Franzosen für ihre neuen Schutzbefohlenen reserviert hatten. Sie sollten nun mit Ackergeräten versehen werden, um den Boden während des kommenden Regenfalles zu bebauen.

Das Beispiel Tazibouts übte zweifellos eine entmutigende Wirkung auf den Kampfgeist der übrigen Gebirgler aus. Die französischen Truppen setzten aber noch eine ganze Woche das Vordringen aus den tiefergelegenen Abhängen nach aufwärts rücksichtslos fort. Dann machte Ouskounti, der „Führer der Todesmutigen", den verzweifelten Versuch, mit einer Handvoll seiner treuesten Anhänger bei Nacht durch die französische Linie zu flüchten. Er plante, jenes Grenzgebiet zwischen Marokko und der Sahara zu erreichen, das damals von den Franzosen noch nicht besetzt war. Erst im Frühling 1934 haben die Franzosen auch dieses Territorium erobert.

Das Tal der Niederlage.

Ouskounti war schon mit seinen Leuten den Berg weit heruntergekommen, bevor er — beim schwachen Morgendämmern — entdeckt werden konnte. Die Fliehenden liefen in das große Amtrouß-Tal und stießen in einem Hohlwege mit einer Patrouille französischer Hilfsstreitkräfte zusammen. Somit war der Fluchtversuch mißglückt, und es blieb Ouskounti und seinen Leuten nichts weiter übrig, als — unter dem schwersten französischen Granatfeuer — den Weg zurück in die Berge zu nehmen.

Florenz. Die elegante Trinità-Brücke. Phot. Arnold Schilt.

Das war Ouskountis letzter Versuch, der Kapitulation zu entgehen. Bald kamen Boten mit der Meldung, daß Ouskounti und alle auf dem Baddou sich befindenden Stämme ihre bedingungslose Unterwerfung beschlossen hätten. Es wurde ihnen befohlen, am frühen Morgen des nächsten Tages in das Amtrouß-Tal zu kommen. Unterwegs sollten ihre Familien und ihre Herden aus den Quellen trinken dürfen, die während so vieler durstiger Tage für sie unerreichbar waren.

Um dieser Tränkung beizuwohnen, fand ich mich zu der angegebenen Zeit bei einem der französischen Vorposten ein und blickte hinunter in die Schlucht, wo sich eine Quelle befand. Die Männer der Fremdenlegion lagen neben ihren schwarzen Maschinengewehren, die eingeborenen Hilfsvölker aber saßen, eingehüllt in grau-weiße Burnusse, zusammengedrängt um kleine Feuer aus Zweigen, und tranken Tee.

Die Kampfhandlungen waren eingestellt, und eine unheimlich anmutende Stille lastete über der majestätischen Bergkette, einer der wildromantischsten Gegenden der Welt. Plötzlich erklang aus der Ferne ein sonderbares Geräusch, das sich wie das Rauschen des Meeres anhörte. Es wurde ständig lauter und lauter. Und dann erkannten wir es als — — das Bähen der vor Durst wahnsinnig gewordenen Herden der Gebirgler. Die Tiere kamen aus den Höhlen heraus, wo sie Schutz vor dem Bombardement gefunden hatten, und nun waren sie auf dem Wege zu den Quellen.

Verstärkt durch das Echo, kamen diese schrecklichen Laute immer näher, bis das Leittier der großen Herde den Weg in die Bergschlucht unter uns fand und die nachkommenden Tiere in die Witterungsnähe des Wassers gelangten. Sofort verfielen die Tausende und aber Tausende von Schafen und Ziegen in einen wilden Galopp, und — eingehüllt in den Staub, den sie dabei verursachten — warfen sie sich auf die Quelle, die bald von einer einzigen kämpfenden Masse von Körpern verstopft war, da die hinteren Tiere auf die vorderen kletterten.

Die Berberhirten waren weit zurückgeblieben. So mußten die Franzosen ein Detachement eingeborener Truppen entsenden, um die kämpfenden und erstickenden Tiere zurück zu treiben und eine Schutzkette um die Quelle zu bilden, denn schließlich wollten auch die verdurstenden Menschen, die nun von allen Seiten herangeströmt kamen, zum Wasser gelangen und den ersten richtigen Trunk nach Wochen des Durstens tun.

In der folgenden Nacht schon kampierten die Gebirgler mit ihren Familien im Amtrouß-Tal, am Fuße des Baddou, wo sie genügend Wasser aus dem dort fließenden großen Flusse hatten. In kleine Gruppen verteilt, legten sie aus trokkenen Gräsern — denn anderes Brennmaterial war in diesem baumlosen Tal nicht zu haben — glimmende und rauchende Lagerfeuer an, auf denen sie das Wasser für den grünen Tee, ihren einzigen Luxus, zum Sieden brachten. Und dann hockten sie, scheinbar zufrieden, im Kreise herum, und kauten geräuschvoll das trockene Brot, das die französischen Truppen unter sie zur Verteilung gebracht hatten.

Ein uneingeweihter Europäer hätte beim besten Willen keine Standesunterschiede unter diesen, von der Sonne geschwärzten, grimmen, lederhäutigen und zerlumpten Bergkriegern herausfinden können, trotzdem gehörten sie alle unzähligen Kasten und Sippen an, deren Angehörige sich voneinander streng reserviert hielten, während die Ältesten der großen, vornehmen und verdienstvollen Gruppen voller Würde abseits saßen und nur die kürzesten und spruchreifsten Bemerkungen austauschten.

Wohl trugen die Berber noch ihre Waffen bei sich, aber die wollenen Taschen, in denen sie die Munition aufzubewahren pflegten, sind ihnen abgenommen worden, als sie die französische Linie passierten.

Ein buntes Waffenarsenal.

Der marokkanische Gebirgler hängt an seiner Waffe mit derselben leidenschaftlichen Treue, wie sie ein Ritter im Mittelalter für sein Schwert und Schild empfunden hat. Das Gewehr ist dem Berber der Stempel seiner Männlichkeit und das Symbol seiner Freiheit. So lange er noch eine Waffe mit dem krallenähnlichen Griff seiner Finger umspannen kann, ist er nicht entehrt, auch wenn er im tapferen Kampfe besiegt worden ist.

Erstaunlich verschiedenartig waren die Waffen, mit denen diese Stammesmänner ausgerüstet waren. Am meisten geschätzt war bei ihnen das „Lebel"-Gewehr, die moderne Dienstwaffe der französischen Armee, die aus Diebstählen herrührte. Auch die dazu gehörige Munition wurde auf denselben geheimen Schleichwegen, aus den entferntesten französischen Forts und Kasernen, beschafft. Der leichte französische Ka-

vallerie-Karabiner war dagegen weniger begehrt, da seine Schußweite über 500 Meter hinaus kaum noch wirksam ist. Außerdem hatten die Gebirgler Waffen der verschiedensten Art, von jedem Kaliber und aus jeder Zeitperiode, aufzuweisen. Darunter waren Modelle, die heute wohl schwerlich irgendwo anders zu finden sind, als nur in Museen. Jeder Waffenhändler der Sahara, der über ein altes Stück, gleichviel welchen Jahrganges, verfügte, konnte sicher sein, in den Bergen des Hohen Atlas einen Käufer dafür zu finden. Die Berber zeigten auch eine seltene Virtuosität in der Überwindung des Munitionsmangels: eine alte, schon benutzte Patronenhülse wurde immer und immer wieder mit Pulver eigener Fabrikation, ja, häufig sogar mit einer verschossenen französischen Kugel, die sie zwischen den Felsen aufgelesen hatten, gefüllt und von neuem gebraucht.

Florenz: Die Fassade von Santa Maria Novella. Phot. Arnold Schilt.

Die Parade vor dem geschlagenen Feind.

Um den Gebirglern ihre Niederlage besonders eindrucksvoll vor Augen zu führen, hatte der französische Oberbefehlshaber zum kommenden Morgen eine Parade aller Truppenteile angeordnet, die an den Kämpfen teilgenommen hatten. Das war die Einleitung zu der formellen Zeremonie der Unterwerfung, bei der die besiegten Berber das Versprechen treuer Lehnspflicht zu der Regierung des Makhsen, wie die Herrschaft des Sultans von Marokko genannt wird, abzugeben hatten.

Es war geradezu erstaunlich, welche Wandlung eine Nacht des Waschens, Schabens und Polierens bei den mit Schmutz verwachsenen französischen Truppen zustande gebracht hatte. Die Kompagnien der Fremdenlegion sahen so sauber und ordentlich aus, als wenn sie sich auf dem Kasernenhofe ihres Hauptquartiers in Sidi-Bel-Abbes befunden hätten. Die berühmte blaue Taillenschärpe, das wesentliche Merkmal der Fremdenlegion, war mit abgezirkelter Genauigkeit um die Körpermitte der Männer gerollt, und ihre Koppel, Schnallen und Knöpfe blitzten in der Sonne.

Die Truppen der französischen Armee waren in einem Quadrat auf dem kahlen Talbett aufgestellt, in dessen Mitte sich — seltsam abstechend von den khakifarbenen Uniformen der Legionäre — die grau-weißen Gestalten der Berberkrieger befanden. Die Frauen und Kinder hatte man von der Zeremonie entfernt, so daß nur die kriegsfähigen Stammesmänner, allerdings im Alter von 15 bis zu 80 Jahren, den feierlichen aber erniedrigenden Akt der Unterwerfung erwarteten.

Alle Männer hatten dieselbe sehnige Gestalt, nicht muskulös, aber zähe, und auch die Gesichter wiesen dasselbe adlerförmige Profil mit den durchdringenden, weitsichtigen Augen auf. Für sie war dies der bedeutsamste Tag in der endlos-langen Geschichte ihrer Freiheit. Doch in ihrer Haltung lag darob kein Zeichen von Verzweiflung oder Kummer. Allah hat gegen sie entschieden! Und für diese primitiven, aber frommen Moslems gab es gegen den Ratschluß des Schicksals kein Aufbäumen oder Jammern.

Dann sprengte General Huré, der französische Höchstkommandierende in Marokko, an der Spitze eines zahlreichen Gefolges an. Die Trompeten aller Truppengattungen gaben das Signal: „Merkt auf!"

Ohne auch nur einen Blick auf die Gefangenen zu werfen, umritt der General die Front seiner weißen, braunen und schwarzen Truppen. Dann lenkte er sein Roß in die Mitte des Quadrats und hielt vor den bezwungenen Gebirglern. Ein eingeborener Offizier der französischen kolonialen Infanterie kam herbei, um als Dolmetscher zu fungieren.

„Warum habt ihr gegen den Makhsen gekämpft?" fragte der General.

Ein langes Schweigen folgte. Dann trat ein alter Mann, in einem weißen, kurzgeschnittenen Bart, aus dem Haufen seiner Stammesgenossen hervor. Seine Worte waren voller Bitterkeit und seine magere Gestalt wurde vor Erregung erschüttert.

„Es war der Wille Gottes! Und der Wille Gottes ist wie ein scharf geschliffener Dolch, — man muß ihm gehorchen," übersetzte der Dolmetscher.

„Ihr habt Unrecht getan, und euer Leben hängt nun von der Gnade des Makhsen ab," fuhr der General fort. „Aber der Makhsen ist großmütig, und wenn ihr versprecht, ihm treu zu dienen, will er nicht nur euer Leben schonen, sondern euch auch noch Korn und Land geben, damit ihr euch und eure Familien ernähren könnt."

Der Augenblick der Unterwerfung war gekommen. Angetrieben durch die schrillen Befehle der französischen Eingeborenenpolizei, wankten die Stammesmänner mit hängenden Köpfen widerwillig vorwärts und legten mürrisch ihre geliebten Waffen auf den Boden, zu den Füßen des Generals. Bald häuften sich dort Hunderte von Feuerwaffen aller Größen und Kategorien. Manchmal zögerte ein junger Krieger und umklammerte die treue Waffe so lange, bis ein Gendarm hinzusprang, sie ergriff und mit einer schnellen Bewegung zu den übrigen warf.

Als die Entwaffnung restlos vollzogen war, trat die Menge der Gebirgler wenige Schritte zurück und fiel dann — auf einen Befehl des Dolmetschers — wie ein einziger Mann in die Knie, mit den sehnigen, braunen Händen das Genick umspannend und den Boden mit der Stirn berührend. Die Vertreter der letzten unabhängigen Barbaren Afrikas kauerten in dieser Pose eine volle Minute in demutvoller Ergebenheit vor der machtvollen Zivilisation des Westens.

Der Frieden wird durch Blut besiegelt.

Aber die Zeremonie war noch nicht beendet. Die Herren des Hohen Atlas hatten sich wohl vor der Macht Frankreichs gebeugt, aber ihre Unterwerfung mußte nun auch ihrerseits durch ein feierliches Opfer bestätigt und vervollständigt werden. Blut war nötig, um den Vertrag zu besiegeln. Dieses Ritual steht hier in hohen Ehren und stellt die sicherste Bürgschaft dar, die man sich überhaupt denken kann.

Drei Krieger führten einen jungen Stier herbei. Mit einem schnellen Griff — kein Cowboy hätte es besser machen können — warfen sie ihn zu Boden. Dann zog ein alter Häuptling seinen langen, krummen Dolch aus dem abgenutzten Schaft. Er befühlte die Schneide mit seinem schwieligen Daumen. Wieviel menschliches und tierisches Blut diese scharf-geschliffene Klinge wohl schon gekostet haben mag, war schwer zu sagen, unschwer dagegen konnte man aus dem Gesicht des Häuptlings erraten, daß er die Kehle eines Europäers zurzeit weit lieber durchschnitten hätte, als diejenige des schwach ausschlagenden Tieres zu seinen Füßen.

Das samtene Fell unterhalb der Kehle sorgfältig auseinander breitend, begann der Häuptling auf der freien Stelle mit dem Dolche hin und her zu sägen, bis der Bulle, zur Hälfte geköpft, zuckend und röchelnd in seinem Blute lag...

Der alte Mann erhob sich, — er hatte seine gräßliche Aufgabe beendet... Am Saume seines Gewandes reinigte er den blutbesudelten Stahl. Die letzten, bisher nicht unterworfenen

Gebirgler des Hohen Atlas hatten somit ihre Freiheit endgültig verloren...

* * *

Mit diesem Siege ist auch der eigentliche Zweck der französischen Fremdenlegion, nach einem Jahrhundert fast ununterbrochener Kämpfe in Afrika, Asien, Europa und Mexiko, nun erfüllt, und ihre kriegerischen Operationen können voraussichtlich als abgeschlossen gelten. So ist das erste Mal in der Geschichte der Fremdenlegion der Fall eingetreten, daß die Legionäre den Sommer 1934 nicht mehr im Kampfe standen, sondern beim Wegebau im Gebirge beschäftigt wurden. Und da in Zukunft Unruhen weder in Marokko noch in anderen, von Frankreich beherrschten Gebieten zu erwarten sind, wird sich wohl die Fremdenlegion aus einer ausgesprochenen Kampfformation in ein Arbeitskorps und eine koloniale Polizeitruppe verwandeln.

Der tote Soldat.

Auf ferner, fremder Aue,
Da liegt ein toter Soldat,
Ein ungezählter, vergeßner,
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viel Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei;
Denkt keiner, daß, der da lieget,
Auch wert eines Kreuzleins sei.

Es ist um manchen Gefallnen
Viel Frag' und Jammer dort;
Doch für den armen Soldaten
Gibt's weder Träne noch Wort. —

Doch ferne, wo er zu Hause,
Da sitzt beim Abendrot
Ein Vater voll banger Ahnung
Und sagt: „Gewiß, er ist tot."

Da sitzt eine weinende Mutter
Und schluchzet laut: „Gott helf'!
Er hat sich angemeldet:
Die Uhr blieb stehn um elf!"

Da starrt ein blasses Mädchen
Hinaus ins Dämmerlicht:
„Und ist er dahin und gestorben,
Meinem Herzen stirbt er nicht." —

Drei Augenpaare schicken,
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen, toten Soldaten
Ihre Tränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Tränen
In einem Wölklein auf
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber im raschen Lauf.

Und gießt aus der Wolke die Tränen
Aufs Haupt des Toten als Tau,
Daß er unbeweinet nicht liege
Auf ferner, fremder Au.

Joh. Gabriel Seidl.

Im Sandsturm.

Von Dr. Walter Tritsch.

Vom bösen gelben Sandsturm in der Wüste hatte man uns bereits allerhand erzählt; sogar schon in Europa, vor Antritt unserer Reise, als die Rede ging, daß wir ein Jahr als Gäste in einer der weitabgelegenen, lybischen Oasen verbringen sollten, hatten unsere Gastgeber hin und her überlegt, wie das Datum unserer Hinfahrt am besten zu wählen sei, damit wir bestimmt nicht Gefahr liefen, mit einem Chamssin unliebsame Bekanntschaft zu machen. Denn man mußte ja einen guten Teil der Wüste durchqueren, um an unseren Bestimmungsort zu gelangen. Und wenn der Sandsturm kommt, bleibt nichts übrig, als sich einzugraben, falls man dann noch genügend Zeit dazu findet. Der Sand soll, so sagte man uns, durch alle Poren und Ritzen dringen, soll sehr schmerzhaft sein und zum Beispiel den Motor eines Autos rasch und endgültig zur Fortsetzung der Reise untauglich machen — abgesehen davon, daß man ja im Sandsturm nicht atmen, nicht schauen und nicht fahren kann.

Nun lebten wir schon über ein halbes Jahr in der kleinen Oase, unter stark leuchtendem Himmel, auf stets leuchtendem Sand. Der kleine See und die Palmenufer und die Farm, das weiße Herrenhaus und der tropische Garten gingen unmittelbar in die grellgelbe Unendlichkeit über, die sich tausend Kilometer, Millionen Quadratkilometer weit im Umkreis erstreckte.